**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 7 (1939-1940)
**Heft:** 11

**Rubrik:** Kleine Rundschau

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

hast du mir gezeigt: das Wort Europa hat einen neuen Klang bekommen. Früher war es ein blasser Begriff, den Programmatiker und Idealisten verquickten mit allerlei oberflächlichen politisch-kulturellen Abstraktionen, den blutleeren Konstruktionen eines wurzellosen Internationalismus. Jetzt, auf einmal ist es etwas Reales, etwas Brennendes und Blutiges geworden, — Europa, das Realste, das Liebste, was wir auf Erden haben, brennt und blutet tatsächlich, und wir merken, wie kostbar es uns war, weil wir es vielleicht schon verloren haben. Ach, und was soll dann noch die Schweiz, wenn Europa nicht mehr ist? Was ist die Schweiz, wenn sie nur sich selbst rettet und dazu noch ein wenig Krankenstube des sterbenden Europa spielt? Ist nicht der Sinn der Schweiz, dass es ein Europa im Kleinen ist — und hat sie nicht ihren Grund verloren und ihre Mission verraten, wenn sie in irgend etwas einwilligt, das Europa zerreisst, wenn sie nicht alles tut für Europas Versöhnung? Verdiente sie nicht dann, dass man das Kreuz aus ihrer Fahne risse?

Adieu, Liebster, mehr als je dein

Theo Spoerri.

# KLEINE RUNDSCHAU

## **Aufsätze und Reden** von **Rudolf Alexander Schröder**

Klingt es paradox, wenn behauptet wird: die Bemühungen jener Wenigen, die um die Jahrhundertwende sich an die Auskultation, Reinigung, Bergung, ja, Rettung des deutschen Wortes machten, würden erst heute (wenn gewiss auch wieder nur von einer Minderheit) voll gewürdigt? Der Verfall der Sprache ,das Einschrumpfen ihres Bedeutungsradius auch dort, wo Sprache noch mehr als dürftige Funktions- und Sach-Bezeichnung sein möchte, wird in der Tat seit etwa einem Jahrfünft auch dem durchschnittlich Geschulten, der sich einen Sinn für Sprachklang, Satz- und Wortgestalt bewahrte, nicht entgangen sein. Aus der Zahl jener wenigen Retter sollen hier nur vier Namen stehen: Hofmannsthal, George, Borchhardt, Rudolf Alexander Schröder. Alle waren sie auch selber Schaffende, Bildner am Wort. Doch ist das Dichtertum zweier von ihnen niemals, das der beiden andern öfter in Frage gestellt worden. Der Uebersetzer des Horaz und Homer und Vermittler flämischer Dichter, Rudolf Alexander Schröder, wurde trotz des Umfangs dieser Vermittler- und Umdichter-Tätigkeit, als Dichter eigener Kraft, von

seinem Beginn an erkannt und freudig begrüsst. Von seinen „Rettungsarbeiten" in einem mehr als sprachlichen, allgemein kultürlichen und literarischen Sinn, geben einen Begriff die zwei, bei S. Fischer, Berlin, erschienenen Bände Reden und Prosa-Schriften. Der erste, „Vorbilder und Weggenossen", beschränkt sich auf Vertreter und Gegenstände der deutschen Dichtung, wie: Goethes Iphigenie, Goethes politisches Weltbild, Jean Paul, Schillers Gedichte, Gerhart Hauptmann, Hofmannsthal; der zweite, „Werke und Wirkungen", greift weiter ins Europäische aus, würdigt: Racine, Flämische Lyrik, Rodin, Maillol, Alfred W. Heymel, liefert Beiträge zur Geschichte des Inselverlags, zeichnet süddeutsche Landschaft und die Schweiz und umreisst das Werk des Zürcher Meisters des historischen Essays, Fritz Ernst.

Schröders Schreibart zeigt uns die weite Architektur der sicher geführten Periode. Entbehrt seine Sprache der Farbe und überredenden Wärme Hofmannsthals, so eignet ihr hingegen die auf das Plastische gehende Begriffsdichtigkeit des nordischen Protestanten. — Man wird Schröders Entfaltung im Zusammenhang mit der der Insel-Zeitschrift und des Insel-Verlags verfolgen dürfen. Die von ihm, gemeinsam mit O. J. Bierbaum und A. W. Heymel, gegründete Zeitschrift sollte das erreichbare vollwertige dichterische Gut versammeln, unter Ablehnung dessen, was sich an Untüchtigem hinter den Deckworten „Symbolismus", „Naturalismus", „Neuromantik" verberge. (Es ist zu erinnern: vor Hofmannsthal standen zur Insel in Beziehung Liliencron, Dehmel, Dauthendey: später Meier-Graefe und Rilke). Heute findet Schröder, es hätten andere Kräfte das Insel-Schifflein steuern müssen „als zwei eben der Schule entwachsene Jünglinge und ein gewandter Literat". Wir können uns aber nicht recht denken, was unter anderer Leitung geworden wäre, zumal ein guter Genius wie Hofmannsthal seine Wirkung auf das Unternehmen, wenn auch zurückhaltend, so doch nicht zu spät auszuüben begann; doch wir fühlen uns dem Vielen und Hohen, das von der „Insel" ausgegangen, noch stets als dankbar Empfangende verpflichtet.

In den vier „Bibliophilen-Reden", geselligen Ansprachen, gehalten in vier deutschen Städten (Hamburg 1929, Bremen 1930, Frankfurt 1931, Köln 1930), ist der beschwörende Unterton nicht zu überhören, der mahnt, den Eros des Dichterischen, der dem Buch seine irdische Unsterblichkeit verleihe, doch nicht dem Ansturm der Zeitmächte erliegen zu lassen. Im übrigen sagen diese Reden von Hamburgs literarischer Vergangenheit, von den Themata: Dichter und Buch und Bücher und Büchereien in Altertum, Mittelalter, Renaissance; die vierte von produktiver Bücherpflege.

Wie stark der Verfasser in den Humaniora verwurzelt ist, welche Kraft und welchen Gehalt er ihnen entnimmt, das verraten die Betrachtungen über Dichter des griechisch-römischen Altertums. „Homer und der Dichter", ein Zürcher Vortrag von 1926, nimmt Stellung zur Homer-Frage und Homer-Kritik, seit den Tagen der Wolff'schen Prolegomena und möchte „Homer aus der Untersuchungshaft verhelfen". „Die Kom-



BIBLIOTHEK der E. T. H.
ZÜRICH

position der Ilias" beleuchtet Architektur und Element homerischer Dichtung; die Ilias wird als barocken Wesens, der Form nach als „Fuge" aufgefasst. — „Dem Virgil ist geglückt", heisst es in den „Marginalien eines Virgil-Lesers", „was bis dahin das gesamte Altertum noch nicht unternommen, nämlich die Uebernahme des geistigen Erbes der reifen griechischen Welt- und Religionsweisheit in den dichterischen Bestand". Wir glauben nur heute in Vergil wie in Dante, nicht wie Schröder „Synkretisten" sondern, im vollen Sinn der Tradition, „Initiierte" sehen zu sollen. — Von den grossen politischen Oden des Horaz sagt Schröder, nachdem er von ihnen Proben seiner gedrungenen und monumentalischen Uebertragung geboten: „Sie klingen wie ein Mahnruf auch in unsere Tage. Denn wenn Geschichte sich auch niemals wiederholt und alle vaticinacio ex analogia an der unerschöpflichen Fülle möglicher Variationen scheitert, so sind doch der Grundgesetze des Lebens wenige, die Grundbedürfnisse des menschlichen Herzens durch alle Zonen und Aeonen unseres Erdballs die nämlichen."

Kraft, unberatne, stürzet aus eigner Wucht.
Gemässe Kraft erheben die Götter selbst
Zu höherm Ziel, dem Starken feindlich
Dem in der Seele die Frevel umgehn.

Das Wiederauftauchen des Horaz in Deutschland fiel in die Epoche der Anakreontik. Dass er nicht, wie man damals und noch lange glaubte, ein ironisch vergnüglicher Skeptiker gewesen, vielmehr „Zeuge und Zeugnis eines unter südlicher Sonne leidenschaftlich miterlebten „grossen Lebens", Mahner, Warner und Seher, das will uns Schröders „Nachwort zu den Gedichten des Horaz" zu Bewusstsein bringen. — Von den Betrachtungen „moderner" Dichter nennen wir als besonders grossartig und sinngebend „Schillers Ruhm". Schillers Reich, so wird ausgeführt, sei nicht das der Nacht-, Dämmerungs- und Mutter-Menschen, es sei die olympische Heimat des Dichters, der den Antäus in der Aether-Höhe erwürgen müsse. Wir können an diesem Ort nicht auf das über Goethe Gesagte eingehen, noch auf das Denkmal unverbrüchlicher geistiger Freundschaft, das die Auslassungen über Hofmannsthal darstellen. Ueberall werden tiefste Einsichten in geprägtester Gestalt übermittelt, das noch in den vorbildlichen Buchbesprechungen.

Von seinem Verhältnis zur Musik sagt der Verfasser wenig und er berührt nur das zur bildenden Kunst. Aber er spricht von seinem zweiten Beruf, dem des Architekten, der ihm auch in schlimmster Zeit zu leben ermöglichte; seine erste baumeisterliche Leistung war ein Haus für A. W. Heymel. Es war eine Frage der Oekonomie, wie die beiden Berufe sich neben einander auswirken konnten. Dass die Lösung gelang, durfte ihm und kann uns als ein Positives erscheinen. Seine Definition der Dichtung, deren Stoff „in ganz anderm Sinn als der der übrigen Künste, elementarer Welt- und Erlebnisstoff" sei, ist durchaus auf seine rein dichterische Kundgebung anzuwenden und so bilde sie zu unserm Hinweis auf Rudolf Alexander Schröder den Ausklang: Dichtung ist „keine

je nachdem lästige oder erfreuliche ‚Dreingabe', kein luxurierender oder irgendwo sonst abwegiger Trieb, sondern Funktion, Notwendigkeit, allgemein und unausweichlich wie die Notwendigkeit des Atmens, der Nahrungsaufnahme und die anderen Nötigungen, die das Leben durch allen Wandel seiner Erscheinung hindurchführen und begleiten. Notwendig wie die bunte Zeichnung der Schmetterlingsschwinge, der Pfiff, Triller und Schrei der Vogelkehle, das Prachtgewand des Tigers oder der Giraffe, Lebensäusserung um des Lebens willen, und zwar von all seinen höheren Aeusserungen die geistigste und vollkommenste, die — wagen wir das kühne Wort — jenseitigste und „inspirierteste". Ein Spiegel also, den das Leben sich vorhält, um in ihm seiner selbst gewahr zu werden, freilich ein undeutlicher und getrübter Spiegel, wenn nicht immer wieder der Blitz göttlicher Erleuchtung ihn zusamt dem in ihm gespiegelten Bild der Welt erhellen und verklären würde."

**Siegfried Lang.**

## Arzt und Soldat

*Dr. Eugen Bircher: Arzt und Soldat. 24. Heft der Sammlung „Vorträge aus der praktischen Chirurgie". Ferd. Enke Verlag, Stuttgart 1940*

Ueber die Beziehungen von Arzt und Soldat liesse sich ein Buch schreiben und es wäre wohl gar nicht so schwierig, dieses interessant und unterhaltend zu machen.

Wenn Dr. Eugen Bircher eine „psychologische Betrachtung" mit dem Titel „Arzt und Soldat" erscheinen lässt, so musste man erwarten, dass das Thema von einer ganz bestimmten, subjektiven Seite her beleuchtet wurde, nämlich von einem Standpunkt aus, der der interessanten beruflichen Doppelstellung des Autors entspricht.

Bis zum Jahre 1934 war Bircher Leiter der Chirurgischen Abteilung des Kantonsspitals Aarau und gleichzeitig Kommandant einer Infanteriebrigade. Die Ernennung zum Divisionskommandant verlangte von Bircher die Aufgabe seiner zivilen Tätigkeit. Er musste von seiner Stellung als Chefarzt zurücktreten. Ganz hat er aber seine medizinische Tätigkeit nicht aufgegeben, indem er weiterhin als Redaktor der „Schweizer medizinischen Wochenschrift" zeichnet und hier und dort als Konsiliarius in kleineren Spitälern operiert.

Für Bircher bedeuten Arzt und Soldat nur scheinbare Gegensätze. Dagegen schafft er folgende Gegensatzpaare: einerseits Arzt und Mediziner, anderseits Soldat und Militär. Suchen wir seinen Gedankengängen zu folgen! Die Gegenüberstellung von Arzt und Mediziner ist nicht neu, sie ist bekannt aus den Büchern von Liek. Folgendes ist die Definition durch Bircher: „Wer sich aber nicht zur ärztlichen Bereitschaft eines Paracelsus oder eines Nothnagel, Krehl u. a. aufzuschwingen vermag, wer nur in den Niederungen, im handwerklichen Tun und Lassen, der Heilkunst bleibt, der ist eben nicht Arzt geworden, sondern Mediziner geblieben. Leider muss man gestehen, dass die ganze Entwicklung der modernen Medizin, insbesondere die Sozialversicherung, dem Arzte ge-

schadet, den Mediziner, den medizinischen Industriellen gefördert hat. Auch die immer sich stärker entwickelnde, rein technisch bedingte Spezialisierung hat nichts Gutes in dieser Richtung geschaffen."

Das Gegensatzpaar Soldat und Militär wird von Bircher folgendermassen definiert: „Für den wahren Soldaten ist der Krieg ein psychologisches Problem geworden und erst die Technik hat ihn, genau wie die Heilkunst, in eine materielle Fragestellung umgewandelt, die dann in ihrer Beantwortung zu dem wahnsinnigen Munitionsverbrauch geführt hat, wie der letzte Krieg gezeigt hat. Da der Militär an psychologisches Denken nicht gewöhnt war, so glaubte er, die anfänglichen Misserfolge durch die brutale Gewalt der Materie ändern zu können, wie der Mediziner nur mit der Materie heilen will. Die Waffenwirkung darf nicht nur — wie das heute wieder geschieht — von ihrer physischen Komponente aus betrachtet werden, sondern auch hier muss der Psychologie die Vorhand eingeräumt werden, wie das vor dem Krieg die beiden verkannten Ardant du Picq und Kritz Hoenig getan haben, und wie dies nach dem Krieg in besonders luzider Weise durch Hesse und Narton-Cru geschehen ist."

Bircher findet, dass auch Krankheit und Krieg viele Berührungspunkte haben. „Während die Krankheit den harmonischen Ablauf, die biologischen Vorgänge im Organismus des einzelnen Menschen stört, so sehen wir im Krieg ebenfalls eine Störung des Ablaufes, der biologischen Vorgänge in wesentlich grösseren Organismen vor uns." Bircher hält den Krieg für „eine Naturerscheinung wie die Krankheit, die wir wohl hassen und bekämpfen, niemals aber zum Schwinden bringen können." (Rezensent: Es gibt immerhin Krankheiten, die in Europa nicht mehr vorkommen, während sie früher noch zu Epidemien geführt haben!)

Bircher erinnert sich an den Grundsatz eines seiner Gymnasiallehrer: „Beobachten und denken lernen!" und findet, das gelte für den Arzt wie für den Soldaten. (Es sei dem Rezensenten die Frage gestattet, für welchen Beruf dieser Grundsatz keine Geltung hat?) Auch der Zufall („General Zufall" nach Friedrich dem Grossen oder „la sacrée Majesté le Hasard") spielen nach Bircher im Leben des Arztes und des Soldaten eine gleich grosse Rolle. (Rezensent: Zugegeben, aber für welchen Beruf liesse sich das nicht auch sagen? Ferner: Es gibt ein wertvolles Dogma, das sagt: Nichts ist Zufall!)

Bircher geht bei der Besprechung des Handelns von Arzt und Soldat soweit, der medikamentösen Behandlung des Arztes die Defensive des Soldaten, der operativen Behandlung dagegen die Offensive gleichzusetzen. Macht der Persönlichkeit ist nötig im Krieg und am Krankenbett. Bircher zitiert den Ausspruch des deutschen Generals Constantin von Alvensleben, als er am 16. August 1870 abends sich an die bedrohteste Stelle der Front, an die Strasse von Vionville-Mars-la-Tour begab: „Der Platz des Arztes ist am Bett des Kranken."

Bircher verlangt vom Arzt wie vom Soldaten, dass in gewissen Momenten die Gemütserregungen in den Hintergrund gedrängt werden müs-

sen, dass sie wie Celsus „immisericors" werden müssen: Der Arzt „blutfest", der soldatische Führer „feuerfest".

Der innere Dienst eines Krankenhauses müsse so straff und scharf geregelt sein wie derjenige einer Kompagnie. „Soignez les détails, messieurs, ils ne sont pas sans valeurs". Dieser Ausspruch Friedrichs des Grossen tritt auch für den Arzt, insbesondere den Leiter eines Krankenhauses in sein Recht.

Die 59 Seiten lange Broschüre Birchers strotzt von interessanten Zitaten, besonders aus der Militärliteratur, und enthält auch zahlreiche eigene zitatwürdige Stellen: z. B. wenn Bircher sich scharf gegen die „Unité de doctrine" wendet und schreibt: „Vor allem kann einer Unité de doctrine niemals ein Einfluss auf das für den Entschluss entscheidende Willens- und Gefühlsleben zukommen. Eine Unité de doctrine wird und muss immer an dem Charakter eines Menschen brechen, und vom Charakter hängt im Krieg wie am Krankenbett vieles, wenn nicht alles, ab."

Zitatwürdig scheint mir auch folgende Stelle: „Auch die härteste Disziplin ist nicht imstande, einen Zusammenbruch des Gemütslebens aufzuhalten. Das seltsame Phänomen der „Panik" im Kriege ist in weitem Umfange vom Gemütsleben der Truppe abhängig. Dem Truppenführer liegt ob, sich mit diesen Dingen eingehend zu befassen, denn mit ihnen kann er die Kräfte seiner Truppe erhöhen und vermehren oder auch vernichten."

Zweifellos erwachsen Bircher aus seiner Doppelstellung als Arzt und Divisionär Möglichkeiten der Einsicht, die einem Andern viel schwieriger wären. Wertvoll scheint mir besonders seine Anregung an die Sanitätsoffiziere, nicht nur bei den oberen Führern, sondern ebenso in der mittleren und unteren Führung sich Einblick in soldatisches Denken und Arbeiten zu verschaffen, um eventuell „ein verantwortungsvolles Urteil von weittragender Bedeutung" abgeben zu können. Bircher denkt dabei wohl an Fälle, wo das Versagen des Führers infolge seelischer oder körperlicher Erkrankung zum tragischen Schicksal in einer Schlacht oder einem ganzen Feldzug werden kann. Bircher selbst hat in einer früheren Publikation Beispiele dafür aus dem Weltkriege beschrieben.

Bei dem bekannten Temperamente Bircher's wird man ihm nicht sehr übel nehmen, wenn er auch kleinere Lanzen bricht, deren Zielrichtung wohl allzu sehr aus dem eigenen Erleben des Autors herrühren. Es sei z. B. an die einseitige Ueberschätzung der humanistischen Bildung und speziell des Griechischunterrichtes an den Mittelschulen erinnert. Bircher versteigt sich zu dem Satz: „Wer aber mit Begriffen urteilen und denken will, der kommt ohne die griechische Grundlage nicht durch." Wie wenn alle „Nichtgriechen" unklare Köpfe wären und es unter den „Griechen" nicht auch Trottel gäbe! Ist schliesslich nicht doch die Erbmasse ausschlaggebend? Fast rührend ist es, wie Bircher, ziemlich weit ausholend, dreien seiner Mittelschullehrer unter Namensnennung ein Kränzchen windet. (Von der Primarschule und der Universität zitiert Bircher keinen Lehrer.)

Als kleinere und ziemlich stumpfe Lanzen möchte ich die Ausfälle Bircher's gegen das „seelenlose Auto", den Spitzbart à la Kocher und die Laboratoriums- und Röntgendiagnostik bezeichnen.

Summa summarum: Ein lesenswertes Buch einer temperamentvollen Persönlichkeit mit der grossen Erfahrung und Belesenheit ihres bis zu doppelter Führerstellung gelangten Doppelberufes.

**Paul Meyer.**

## Francesco Chiesa

Unser bedeutendster Dichter jenseits des Gotthard, Francesco Chiesa, nimmt in der Literatur eine ganz besondere Stellung ein: ein Intellektueller im wahrsten Sinne des Wortes, der seinem Wissen in dichterischer Sprache Form verliehen hatte, wandelte sich plötzlich zu einem der schlichtesten und sonnigsten Erzähler seiner Jugenderlebnisse um, da er es mehr mit rauschenden Bächen und lockenden Weinbergen als mit Büchern zu tun hatte. Bis 1914 war Chiesa der dichtende Gelehrte, besser noch: der gelehrte Dichter. Nichts weniger als die ganze Menschheitsgeschichte versuchte er in seinen 220 „Calliope"-Sonetten dichterisch zu gestalten. Chiesas Lyrik war zu dieser Zeit noch äusserst schwer verständlich, geschraubt und aristokratisierend, bis dann plötzlich die Besinnung eintrat, bis er — in den Weltkriegsjahren — sich selbst und seine Form fand. Wohl blieb Chiesa noch derselbe Gelehrte, als Lehrer und Vorsteher des kantonalen Lyzeums in Lugano, doch hatte er die Kraft gefunden, sein Dichtertum von seinem Wissen zu scheiden, und Landschaft, Sonne, einfache Menschen und Geschehnisse in seiner tiefsehenden Weise zu schildern. „Fuochi di primavera", „Racconti puerili" und „Tempo di Marzo" sind wohl die schönsten Blumen dieses neu erblühenden Dichtergartens, aus dem uns Chiesa vor Jahresfrist noch sein „Sant'Amarillide" schenkte. Die besten Werke unseres Dichters sind diejenigen, in denen er von sich selbst, von seinen Jugenderinnerungen erzählt, was sein Ausspruch nur noch unterstreichen mag, dass es ihm nämlich unmöglich sei, eine Sache so zu erzählen, wie sie sich wirklich zugetragen habe... „Wenn ich an Chiesa denke", schreibt Heinrich Federer, „sehe ich ihn nicht am Pult, sondern im leichten Ueberzieher, mit dem Regenschirm, tapfer, einsam, scharfhörig, die Sohlen stets auf der soliden Strasse, in die Mysterien der gespenstischen Natur hinausmarschieren und irgendwo in einem Poesiegewölk verschwinden." Dies ist das Bild des Dichters, wie es uns aus seinen Werken entgegentritt.

Chiesas neuestes Buch, „Sankt Amaryllis", das in deutscher Uebersetzung im Verlage Benziger erschienen ist, steht durch seine ernstere Stimmung und die an unsere eigene Umgebung mahnenden realen Geschehnisse an dichterischem Ausdruck wohl hinter dem oft humorvoll sprudelnden „Tempo di Marzo" zurück. Aber in einer Familie, die sich zusammensetzt aus einem phantastisch-hochstaplerischen

Vater, der Selbstmord begeht, einer geistig schwächlichen Mutter, von der der Sohn sagt, sie liege immer in den Wehen und stets müsse man sehen, was herauskomme, einem Sohne, der sogar im Gefängnis vor die Tür gesetzt wird und einer leichtsinnigen Tochter mit einem unehelichen Kind — in einer solchen Familie bleibt wahrlich nicht viel Platz für Humor übrig. Sämtliche Uebel der modernen Zeit scheinen ihre Vertreter in dieser Narren-Gesellschaft gefunden zu haben. Ein Wunder, wenn die Einzige, die noch normal geblieben ist, von den Uebrigen als Heilige angesehen wird? Amaryllis, die zweite Tochter des Hauses, scheint ihnen eine säcularisierte Heilige, denn sie bringt für sie und ihr Unglück jenen Opfermut auf, den alle Heiligen der Kirche zu eigen haben. Sie geht ihren vorgefassten Weg, erduldet alle Schmach, nur um ihrer verkommenen Familie auf die Beine zu helfen, zahlt die unbezahlten Rechnungen, begleicht mit stoischer Ruhe einen gefälschten Wechsel ihres Bruders auf ihren Namen, stützt das zusammenbrechende Haus, und wie es dennoch einstürzt, richtet sie aus eigener Kraft ein Neues auf. Gegen die Verdrehtheit ihrer Angehörigen kämpft sie mit einem einfachen, geraden Sinn, mit weiblicher Herzensgüte und Selbstverleugnung. Eine grosse Frau — und doch noch ein Mädchen. „Jeanne d'Arc" des Alltags, nicht für das Vaterland, doch für die Familie streitend. Auch sie will zunächst nichts von Männern wissen. Ihren zukünftigen Gatten gewinnt sie erst durch das ihr im Tode anvertraute uneheliche Kind der Schwester lieb. Und aus all dem Gerümpel der eigenen Familie gründet sie sich mit einem Manne, der nach aussen schüchtern, nach innen aber umso grösser ist, einen festen Hausstand. — Die Geschehnisse sind einfach, der lyrische Teil des Romans überwiegt, so dass die Natur in den seelischen Stimmungen der einzelnen Gestalten mitschwingt. Es ist jene Tessinerlandschaft, die allen Werken Chiesas einen eigenen, freundlichen Glanz schenkt. Ein Roman der Beständigkeit gegenüber der Unbeständigkeit der Zeit, des innerlich grossen, einfachen, guten Menschen gegenüber der modernen Wesenszersplitterung und Veräusserlichung jeden tieferen Seins.

**Arnold Künzli.**

## „Die Schweiz — Mein Land"

*Herausgegeben von Otto Walter und Julius Wagner*

*(Verlag Otto Walter A.-G. Olten und Verkehrsverlag A.-G. Zürich)*

Die Kleinstaaten sind durch den Gang der Geschichte in eine Position der Selbstbehauptung gedrängt. Selbstbehauptung aber, verlöre sie die Zügel, müsste in Selbstüberhebung endigen. Darum ist es eine beglückende Beobachtung, dass in der Schweiz mit dem aufflammenden Unabhängigkeitswillen auch die Selbstbesinnung erwacht. Darin liegt der Beweis für starke Reserven geistiger Gesundheit. Der Lebenswille, der von Selbstkritik getragen ist, hat jeglicher bombastischen Gewalt gegenüber den Vorteil der Klarheit. Selbstdurchleuchtung macht innere

schwache Stellen fassbar und stärkt dadurch den Gesamtorganismus. Blosse organisierte Selbstapplaudierung narkotisiert auf die Dauer den Einzelnen und schwächt dadurch das Ganze.

Zahlreiche Werke sind in kurzer Zeit in regem Wettstreit der Verleger und Autoren erschienen und versuchen einen sachlichen oder geistigen Teilbestand der Schweiz dem Schweizer zu entfalten. Sie führen ihn alle durch Landesschau zur Selbstbesinnung. Unter allen jüngeren Werken ist „Die Schweiz, mein Land" das am reichsten ausgestattete. Würde man es „das grosse Buch der Schweiz" nennen, so wäre damit mehr als nur Aeusserliches gesagt. Das neuartige Bildermaterial ist eine Ernte hervorragender Photokunst in ausgezeichneter Reproduktion. Für Schulen ist es eine fast unversiegbare Quelle der Veranschaulichung. Die 60 schriftstellerischen Mitarbeiter sind durchgehend autoritär in den Wissensgebieten oder Künsten, die sie vertreten. So wird denn das Sachvertrauen des Lesers im Wesentlichen nur dort unterbrochen, wo von den Schulen die Rede ist: Er vermisst eine zusammenfassende Orientierung über das öffentliche Schulwesen und empfindet die Feder des zu Wort kommenden privaten Schulmannes als zu reklametüchtig.

Das Werk ist seiner Heimat würdig: Trotz buntester Vielfalt ist die Bindung in ein Ganzes nicht verloren gegangen. Die ganze landschaftlich-schenkende und die menschliche, die arbeitende Schweiz ist hier vor uns ausgebreitet. Und so wie „unser Bundesstaat seine Elemente nicht aufsaugt, sondern nur bündisch zusammenfasst" (Bundesrat Etter) so ist in diesem Band jeder Aufsatz ein für sich abgeschlossenes Einzelwerk, eingefügt in einen starken geistigen Gesamtrahmen: Das Heimatbild ist umrundet von Heimatverehrung. Diese Verehrung strömt aus jeder Seite des Buches und lässt den Leser erglühen in dankbarem Stolz des eigenen Eingeordnetseins in das beschriebene Ganze. Und während des Lesers schweizerisches Wissen sich mehrt, erstarkt er gleichzeitig im eidgenössischen Gesamtgewissen.

Mehrere wissenschaftliche Disziplinen steuerten dem Werk eine Gesamtschau bei. So bieten Geschichte, Geologie, Geographie, Botanik und andere Wissenschaften wertvolle Landesübersichten. Und manche dieser grösseren Arbeiten erreichen (was leider so selten ist) das hohe Niveau des wahrhaften akademischen Meisterwerkes, indem sie sachliche Dichte mit stilistischem Fluss vereinigen. Der Laie bereichert sich hier mit grundlegendem Einzelwissen; der Fachmann geniesst die Schönheit der Zusammenfassung.

Leuchtet nun so die ganze Schweiz immer wieder unter dem zusammenfassenden Lichtkegel der Wissenschaften und Künste auf, so zünden Bilder, Kurzaufsätze und statistische Tabellen in verborgenere Heimat hinein. Schon die Naturbeschreibung begnügt sich nicht mit Gipfelübersichten, sie führt uns in die Tiefe der Schluchten und wir spüren im Puls der Wasser die grosse landschaftenmodellierende Arbeit der fliessenden Zeit. So sehen wir auch die Heimatkultur nicht allein in Gesamtfassung; unsere Gedanken treten ein in Stuben, in Werkstätten,

in ländliche Gemeinderatssitzungen. Das Alltägliche, im Grunde genommen so sehr Verborgene, tritt hier hervor in die Helle der Gesamtschau. Herrlich führt uns der Bauerndichter durch die Geheimnisse des Dorfes. Und der Militärpädagoge zeichnet packend des Schweizers Soldatentum, das ihm „nicht fremd ist sondern eingeboren".

So hat das reichschenkende Werk nicht nur die Weite geistiger Uebersicht, es hat auch die Tiefe durchschauender Liebe. Und gerade darum wäre es ihm zu gönnen, wenn sein Weg nicht in den Schaufenstern enden würde, sondern dass es als zusammenfassendes Heimatbuch in die Studierzimmer ginge und als heimatliches Handbuch in die Bauernstuben. Der Preis, der die Konsequenz der Ausstattung ist, wird dies leider vielfach verhindern. Vielleicht müsste ein Entgegenkommen zwischen Verlag und Armee versucht werden, um dem Werk den Weg in die Soldatenstuben zu öffnen, wo es auf seine Weise Dienst tun würde als kulturelle Heimatschau in wehrbereiter Schweiz.

**Emil Egli.**

## Zur Frühgeschichte der Innerschweiz

Wenn nach dem Urteil der Politiker und nach dem Empfinden des Volkes das Dasein eines Staates von aussen ernstlich bedroht ist, dann gewinnt die Frage nach seinen Ursprüngen für die öffentliche Meinung ein erhöhtes Interesse. Deshalb haben sich, zum Entsetzen der historischen Wissenschaft, in den letzten Jahren zahlreiche Schriftsteller mit der Deutung der ersten Jahrhunderte eidgenössischer Geschichte beschäftigt. Zwischen diesen Literaten und der Fachhistorie nimmt Dr. Leo Weisz (Zürich) mit dem von Max Niehans in Zürich Ende 1939 in würdigem Gewand veröffentlichten Werke „Die alten Eidgenossen (Geist und Tat der Innerschweizer in Zeugnissen aus dem 14. und 15. Jahrhundert)" eine Sonderstellung ein. Als Wissenschafter weist er sich aus durch seine Vertrautheit mit den Urkunden, Chroniken und Liedern zur Frühgeschichte der Eidgenossenschaft sowie durch seine Kenntnis der fachlichen Traditionen über dieses Gebiet seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. In Gegensatz zu den zünftigen Forschern stellt er sich aber durch einzelne neuartige Thesen, durch den volkstümlichen Stil seiner Darstellung, durch den Verzicht auf eine erschöpfende Uebersicht zugunsten der Skizzierung einzelner, besonders wichtiger Entwicklungsphasen sowie namentlich durch die impressionistische Technik, mit welcher er den Ablauf des Berichts durch die Wiedergabe bestimmter Zeugnisse und Denkmäler zu beleben trachtet. Dieser letzte Zug seines Werkes dürfte verschieden beurteilt werden. Die einen mögen darin ein Zeichen dafür erblicken, dass der Autor mit dem vorliegenden Stoff noch nicht ganz „fertig geworden" sei, und daraus den Vorwurf ableiten, die Darstellung in ihrer Gesamtheit sei nicht bis zur letzten Reife gediehen und deshalb vorschnell der Oeffentlichkeit übergeben worden. Andere werden der Anschauung zuneigen, an selbständi-

gen und ausgeglichenen Schilderungen der Ereignisse herrsche heute kein Mangel, sodass Weisz recht daran getan habe, einmal die auf Archive und seltene Urkundensammlungen verzettelten Dokumente selbst in leicht verständlicher Form und kluger Auswahl einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen.

Von den neuartigen Thesen, die Weisz in seinem Werke verficht, verdient namentlich die Anschauung hervorgehoben zu werden, dass die Innerschweizer ursprünglich zu einem Stand freier Waldleute gehörten, welchen die fränkischen Kaiser zum Schutz der Grenzen und zur Kolonisierung wilder Landstriche in vielen Gebieten ihres weiten Reiches geschaffen hatten. Diese Waldleute besassen eine besonders weit entwickelte persönlich-wirtschaftliche Freiheit, einen grossen Allmendbesitz und eine der städtischen Verfassung nah verwandte Selbstverwaltung der Gemeinden. Seit dem 9. Jahrhundert seien Adel und Kirche, so lehrt Weisz, unausgesetzt bestrebt gewesen, die Reichsgüter und den bäuerlichen Besitz in der Innerschweiz an sich zu ziehen. Dieser Schmälerung ihrer Existenzgrundlage hätten die Waldleute durch bewaffneten Aufstand, namentlich aber durch die konsequente Verfechtung ihres reichsunmittelbaren Rechtsstandes entgegengearbeitet. Doch ihre Reichsunmittelbarkeit sei ihnen nur in den Jahren, da der deutsche König auch Grundherr in den Waldstätten war, praktisch zugutegekommen, so etwa zur Zeit Rudolfs von Habsburg. Auf Rudolf gehe jener Landfrieden zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden aus dem Jahre 1281 zurück, der in dem bekannten Brief vom. 1. August 1291 zum ewigen Bund ausgebaut worden sei. Erst der Bundesbrief von 1315 stelle einen autonomen Rechtsakt der alten Eidgenossen dar.

Neue Wege beschreitet Weisz sodann mit der Vermutung, dass die Innerschweizer Bauernbünde in ihrem Kampf gegen die Herrenklöster und ihre Bodenpolitik bestärkt worden seien durch Arnold von Brescia, welcher in dem benachbarten Zürich mehrere Jahre einen scharfen Kampf für die Säuberung und Entweltlichung der Mönchsorden führte. Bedeutsam ist auch sein Hinweis auf das „Schwyzer Gesetz" von 1294, welches den Landverkauf an Klöster oder auswärtige weltliche Herren verbot und den eingesessenen Lehensmann vor übersetzten Forderungen fremder Grundherren schützte. In grossem Ausmass setzten die Orte die diesem Gesetz zugrundeliegenden Anstrengungen im 14. und frühen 15. Jahrhundert fort, als sie den auswärtigen Klöstern und Adligen ihren Besitz an Gütern, Weiden und Wald abkauften, nachdem sie zuvor durch die Verweigerung der Grundgefälle den Wert der Liegenschaften herabgemindert hatten. Die Neuerwerbungen wurden nicht zu Sondereigen begeben; sie blieben zumeist Gemeineigentum der Dorfschaften und wurden nach öffentlich-rechtlichen Vorschriften sorgfältig verwaltet. Weisz sieht in diesem Gemeineigentum nicht etwa einen Ausdruck germanischen Volkstums, sondern eine Wirkung des Einflusses, welchen Dominikaner und Zisterzienser auf die Waldleute ausübten. Diese Mönche standen in scharfem Kampf mit den Bettelorden und setzten deshalb dem Ideal der

Armut und Bedürfnislosigkeit die Lehre von den Segnungen eines wohlverwalteten Gemeineigentums entgegen.

Charakteristisch ist für Weisz des weiteren der ausführliche Hinweis auf die Kämpfe zwischen Luzern und den „Ländern", welche dem Abschluss des ewigen Bundes vorausgingen. Schliesslich verdienen die Auszüge erwähnt zu werden, welche der Verfasser aus einer eidgenössischen Chronik des Luzerner Stadtschreibers Johannes Zum Bach aus dem Jahre 1426 in dem vorliegenden Buche erstmals veröffentlicht. In diesen Aufzeichnungen sieht Weisz die erste Innerschweizer Darstellung der eidgenössischen Entwicklung, während bisher die Chronik vom „Weissen Buch" in Sarnen aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts diesen Rang einnahm. Zum Bach erwähnte weder Tell noch den Rütlischwur. Daraus folgert Weisz — vielleicht etwas vorschnell —, dass die im „Weissen Buche" niedergelegte Tradition von Tell und Gessner „ein späteres, literarisches Produkt ist, das — höchstwahrscheinlich in Luzern — erst geschrieben wurde, als propagandistische Notwendigkeit es ergab, der Welt zu erzählen, wie die Eidgenossenschaft eigentlich entstanden war".

**Georg C. L. Schmidt.**

## Eine Tornister-Bibliothek

Emil Brunner, Fritz Ernst und Eduard Korrodi haben den trefflichen Gedanken gehabt, unseren Soldaten eine kleine Tornisterbibliothek zu schaffen, damit sie ihre Mussestunden — oder auch Wartestunden, die der Dienst einer Armee ohne Krieg ja nur allzuhäufig mit sich bringt — mit einer äusserlich leicht wirkenden aber sinnvollen Lektüre ausfüllen können. Eine solche Bibliothek ins Werk zu setzen ist kein leichtes Unternehmen: es muss für jeden Geschmack und für die verschiedenartigsten Ansprüche etwas vorhanden sein; es muss ein hohes Niveau innegehalten werden, ohne dass die Lektüre schwierig wird; die Themen müssen in religiöser, geschichtlicher und kultureller Beziehung allgemeine Teilnahme beanspruchen können. Die hohe Aufgabe, die die Herausgeber sich gestellt haben, ist mit den ersten 12 leichten und schmucken Bändchen, von denen jedes etwa 32—40 Seiten umfasst, im ganzen vorzüglich gelöst worden. Die kleinen hochstehenden Schriften wenden sich nicht an alle und jeden, sie haben einen besonderen Leser im Auge, der sich glücklicherweise in allen Berufs-, Gesellschafts- und Bildungsschichten vorfindet, und dies in grosser Zahl: an den nachdenklichen Soldaten!

Das erste Bändchen der Reihe hat Emil Brunner geschrieben. Sein Titel lautet: Eiserne Ration. Was darin vorgebracht wird, umschreiben die Schlussätze der Einleitung: „Wer nicht sein Vaterland lieb hat, ist kein guter Christ. Und wer nicht weiss, dass Ehrfurcht

vor Gott die Grundlage aller staatlichen Ordnung ist, ist kein rechter Schweizer. Wie beides zusammengehört, das soll in den folgenden Kapiteln kurz berichtet werden." Diese Kapitel — etwas mehr als ein Dutzend — sind von so schlagender Knappheit, dass sie sich ausnehmen wie geistige Schildwachbefehle. Einige davon wie: Der Bundesbrief — Der Fünfliberspruch — Das Schweizerkreuz — Die Bundesverfassung — Grosse Schweizer — sind in einer so kraftvollen Bildlichkeit geprägt, dass sie jedem, der sie einmal gelesen, unauslöschlich im Gedächtnis haften. Könnte Emil Brunner sich entschliessen, das, was er hier mit so einzigartiger Meisterschaft begonnen hat, fortzuführen und neben dem vaterländischen Lebensbezirk auch noch die andern wesentlichen Daseinsebenen des Menschen in ähnlicher Weise christlich zu durchleuchten, so würde er der reformierten Welt das längst erwünschte und geforderte, moderne und lebensnahe religiöse Stunden- und Erbauungsbuch schenken, ein würdiges Seiten- und Gegenstück zu Thomas a Kempis unvergänglicher „Nachfolge".

Dem religiösen Thema ist noch ein weiteres Bändchen gewidmet: Ludwig Köhler erzählt Vom grossen Buch und führt seine Leser auf neuen und überraschenden Wegen an das Menschheitsbuch der Bibel heran, um ihnen in lebendig ansprechender Weise zu zeigen, welche Einrichtungen des Lebens, die uns heute selbstverständlich erscheinen, und welche Grundbeziehungen des Denkens Geschenke der Bibel sind. Diese kleine Schrift wird sicher manchen dazu verleiten, die grosse „Schrift" wieder einmal zur Hand zu nehmen.

Drei Hefte gelten dem Andenken grosser Schweizer. Dr. med. Paul Meyer stellt die Persönlichkeit und das Werk von Henri Dunant dar. Das Problematische in der Natur des grossen Mannes wird in dem scharf skizzierten Charakterbild nicht verschwiegen, und dies mit Recht; seine Leistung tritt dadurch umso überwältigender in Erscheinung. Im Hauptteil des Bändchens kommt Dunant selbst zum Wort mit Auszügen aus „Un souvenir de Solférino", jenem Buche, das zum Ursprung des Roten Kreuzes sich verhält wie Onkel Toms Hütte zum Werke der Sklavenbefreiung.

Fritz Ernst hat das treffliche Lebensbild, das Jakob Bosshart von Bundesrat Ludwig Forrer entworfen hat, mit gutem Rechte der Vergessenheit entrissen. Die Biographie Forrers mag uns heute fast idyllisch anmuten, seine volkstümliche Gestalt ist aber in ihrer Probität, ihrer lebensnahen Intelligenz und umsichtigen Schaffenskraft nicht ohne Glanz und hat für das deutsch-schweizerische demokratische Wesen eine gewisse representative Geltung.

Ebenfalls von Fritz Ernst, mit der Meisterschaft herausgegeben, die wir von ihm gewohnt sind, ist der von J. J. Hottinger stammende Lebenslauf Hans Conrad Eschers von der Linth. Die klug und reizvoll zusammengefügten Züge aus dem Leben dieses grossen Republikaners verfehlen ihren Eindruck auf den Leser schon deswegen nicht, weil in Hottingers schönen Aufzeichnungen das edle freundschaftliche

Verhältnis des Verfassers zu Hans Conrad Escher aus jedem Wort hervorleuchtet.

Mit Heinrich Zschokkes Bericht vom Freiheitskampf der Nidwaldner ist die erschütterndste Episode aus dem tragischen Jahre 1798 herausgegriffen worden, um sie nicht ohne mahnende Absicht der Gegenwart vor Augen zu führen. Fritz Ernst war sich wohl bewusst — wie dies sein Geleitwort andeutet — dass Zschokkes Standpunkt, d. h. seine strenge Neugesinnung, in diesem Falle nicht unbestreitbar ist, aber als Zeuge, der in seiner Eigenschaft als helvetischer Kommissar Anschauungen am Orte empfangen und Einblicke in das Aktenmaterial hatte, darf er auch heute noch gehört werden, zumal sein behender Geist bei der Darstellung der heldischen und blutigen Ereignisse über sich selbst emporgewachsen ist.

Aus den Erinnerungen einer Schweizer Marketenderin lautet der Titel des 8. Bändchens, das Frau Th. von der Mühll ganz ausgezeichnet eingeleitet und höchst kundig redigiert hat. Es enthält die wesentlichen Stellen aus den Aufzeichnungen der tapferen Luzernerin Katharina Peyer-Kaufmann, die ihren Mann, der in einem Schweizerregiment Napoléons Dienst tat, auf dem Feldzug nach Russland begleitet hatte. Sowohl im Ertragen grösster Leiden und Entbehrungen wie auch im tatkräftigen Zugreifen und Handanlegen, selbst in verzweifelten Augenblicken, hat diese urwüchsige Schweizerin von Herz und Verstand Bewunderungswürdiges geleistet.

Vier weitere Bändchen handeln von der Ur- und Naturgeschichte unseres Landes. Sie gehören zu den allerbesten der ganzen Reihe. Emil Egli schildert nach dem allerneuesten Stande der Forschung und in höchst anschaulicher Weise „Die Urbewohner der Schweiz im Eiszeitalter". Man ist für diese knappe und übersichtliche Einführung in die komplizierten und dem Laien sonst nicht leicht zugänglichen Probleme unserer Urgeschichte besonders dankbar.

Ein glanzvolles kleines Meisterwerk ist Paul Nigglis Monographie über das Gotthard-Massiv, dessen Landschaft — wie der hervorragende Darsteller anmerkt, — „die Keimanlage in sich enthält, die zur viersprachigen Schweiz führen konnte, zu einem Staat, für den die Alpen nicht zur Grenze, sondern zum einigenden Symbol wurden". Die Kunst, mit der Paul Niggli den Bau des Sankt Gotthard anhand der geologischen Geschichte, die diesem landschaftlichen Herzstück unseres Landes beschieden war, beschreibt, durchleuchtet und vor unseren Augen aufrichtet, ist der Kunst der Klassiker der wissenschaftlichen Naturschilderung ebenbürtig, von welcher Friedrich Ratzel in seinem berühmten Buche: „Ueber die Naturbeschreibung" einst die schönsten Beispiele zusammengestellt hat.

Eine kleine Anthologie aus den Klassikern schweizerischer Naturbeschreibung hat Jean Strohl unter dem Titel: Naturgeschichten aus der Schweiz zusammengestellt. Wir finden hier die herrliche Entstehungsgeschichte des Juras von Oswald Heer, den Abschnitt über

die Gemse aus Friedr. von Tschudis „Tierleben der Alpenwelt", eine überaus anmutige Schilderung der Alpenmatten aus Hermann Christ-Socins „Pflanzenleben der Schweiz" und schliesslich die Wiedergabe eines von Arnold Escher von der Linth beobachteten Alpenglühens, das in seiner edlen Naturfrommheit an Stifters berühmte Schilderung einer Sonnenfinsternis gemahnt.

Frisch und lebendig sind auch die mit Jägerherz und Jägeraugen beobachteten „Adlergeschichten" von Bartholome Schocher, in denen der Puls dramatischer Erlebnisse pocht.

Nach all dem im schönsten Sinne Belehrenden, Aufklärenden und Unterweisenden hat Eduard Korrodi mit seinen Bändchen: Klassische Kurzgeschichten, für geistvolle Kurzweil und Unterhaltung gesorgt. Die Erzählungen von Timmermanns, Tolstoi, Johann Peter Hebel, O. Henry und Maupassant, sind geladen von Spannung, Witz und Ueberraschungen, und keine entbehrt jener tieferen Bedeutung, die die Anekdote zum Kunstwerk erhebt.

Man ist den Herausgebern, den Mitarbeitern und nicht zuletzt dem Verleger Eugen Rentsch für diese schöne Tornisterbibliothek herzlich dankbar. Hoffentlich wird ihr der verdiente Erfolg beschert, der die Weiterführung und den Ausbau dieser Schriftenreihe ermöglicht.

**Walther Meier.**

---

**Bezugsbedingungen:**
Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

*Printed in Switzerland*